





**André  
Gide**

**Art  
bitraire**

*Die Kunst  
der Willkür*

Aus dem  
Französischen  
und  
mit einem  
Nachwort von  
*Franziska Humphreys*

Mit einem Text von  
*Éric Chevillard*

**FRIEDENAUER  
PRESSE**



I N H A L T

*André Gide*

- Die Gräfin** 9  
**Die WillKür** 21

*Éric Chevillard*

- Die unermüdliche Marquise** 29

*Franziska Humphreys*

- Vom Treiben der Sprache**  
*Bemerkungen zu André Gides Sotien* 43







*André Gide*

## Die Gräfin<sup>1</sup>

Der gestrige Tag hat an Seltsamkeit gewonnen, was er an Reiz eingebüßt haben mag ...

Gerade hatte ich den Brief an dich abgeschickt, als ich auf meine Verehrerin stoße, die Gräfin von Linsecq. Ich hatte das Pech, dass sie mich erkannte, den Leichtsinn, mich darüber zu amüsieren und die Unverschämtheit, es mir anmerken zu lassen. Sie aber hielt meine Überraschung für ein Kompliment:

»Ich freue mich ganz besonders, dass Sie so glücklich zu sein scheinen, mich wiederzusehen.«

Die arme Frau! Sie ist eine lächerliche Figur. Und man geht schnell und weit mit ihr, denn wie der Freund La Fontaines »erspart Sie einem die Scham«,<sup>2</sup> ihr die Gefühle zu eröffnen – die man gar nicht hegt. Sie bestreitet das ganze Gespräch allein und sagt zu Rosenberg gebeugt:

»Ah! Dieses Lächeln! Dieses Lächeln!!! Herr Rosenberg, schauen Sie nur! Wie verführerisch!!!«

Ich musste bei Fédor Zuflucht suchen:

»Leider Gottes, gnädige Frau, bin ich nicht allein in Biarritz; einer meiner Freunde ist hier, den ich nicht alleinlassen kann. Bedenken Sie nur, er ist eigens aus Petersburg gekommen, nur um mich zu sehen«, sagte ich zu ihr und war es leid, weiter in ihrem Zimmer, in das sie mich genötigt hatte, den Verschämten zu spielen.

Wir hätten den Schnellzug um zwölf Uhr zwanzig nehmen sollen, aber es war schon nach eins. Das Mittagessen der Gräfin war angerichtet; sie bot mir an, es mit mir zu teilen; ich war erleichtert, ihr erklären zu können, dass ich bereits zu Mittag gegessen hatte: »... denn«, so sagte ich nun schon zum zweiten Mal, »wir hätten ja den Schnellzug nehmen sollen und ...«

»Dann sind Sie also um meinetwillen geblieben! Geben Sie es nur ruhig zu!«, rief sie aus.

Umsonst versuchte ich, sie von dieser falschen Annahme abzubringen.

In diesem Moment (warum kann ich nicht sagen), brach sie in Tränen aus; sie erreichte damit, dass wir, Rosenberg und ich, sie nach ihrem Mittagessen mit dem Auto abholten und nach Bayonne mitnahmen, das unser Batjuschka noch nicht kannte.

Die Fahrt war sehr schön, trotz der Unannehmlichkeit, mit ihr sprechen und ihr zuhören zu müssen. Rosenberg war einfach perfekt, zu perfekt, und übrigens amüsierte er sich bestens.

»Ah! Mein Herr«, rief sie aus, »ich sehe gleich an Ihrem seelenguten Blick, dass es zwecklos ist, sich vor Ihnen Zwang anzutun. Und selbst wenn ich es wollte, wäre ich dazu imstande? Zudem sind Sie ja sein Freund und müssen mich also verstehen.«

Sie sitzt hinten im Auto, rechts neben Rosenberg; ich selbst kauere mich auf den Beisitz. Vor lauter Begeisterung stößt sie Rosenberg immer wieder heftig mit dem Ellenbogen in die Rippen. Sie lächelt mich geistreich an und wenn ich so unvorsichtig bin, es zu erwidern:

»Oh! Dieses Lächeln! Dieses Lächeln!«, ruft sie aus. »Was für ein Original, Ihr Freund, Herr Rosenberg, wirklich ein Original! Übrigens bin auch ich ein Original. Wir sind beide Originale!«

»Er aber auch, Verehrteste«, sage ich und zeige würdevoll auf meinen Freund.

Begeistert kreischt sie auf:

»Wir sind drei Originale! Wir sind drei Originale!«

Darauf schlägt sie mit der flachen Seite ihres Fächers an meine Stirn:

»Sehen Sie, Herr Rosenberg, das ist es, was ich an ihm liebe!«

(»Das« meint wohl mein Gehirn, nehme ich an.)

Ich hatte Rosenberg vorher eingebläut, nicht über meine Bücher zu sprechen (sie weiß nicht, dass ich schreibe), aber der Schelm findet es amüsant, sie zu fragen, ob sie mein letztes gelesen habe. Er fügt hinzu:

»Es ist ein Meisterwerk.«

Sie. – Und er schickt es mir nicht!

Ich. – Ah! Verehrteste, mit welcher Widmung dürfte ich es wohl versehen?

Sie. – Schicken Sie es ohne Widmung; ich werde schon verstehen. Aber versprechen Sie es mir.

Ich. (Er schweigt.)

Sie. – Sehen Sie: Er will nichts versprechen. (Schluchzend.) Und selbst wenn er etwas verspricht, läuft es auf dasselbe hinaus. (Zu Rosenberg) Es ist nun acht ... nein, neun Jahre her, dass wir uns in Biskra gesehen haben. Neun Jahre, dass ich Witwe bin. (Und da Herr von Linsecq noch immer am Leben ist und sie befürchtet, dass wir sie missverstehen.) Sehen Sie diesen Schleier. (Sie zieht den Schleier von ihrem Hut.) Er ist weiß! ... Und er wollte mich nicht besuchen kommen! ... Ah! Mein Herr! Als ich von seiner Hochzeit erfuhr ... musste ich auf Reisen gehen ... Mit zwei Naturen wie den unseren steht im Übrigen ja auch gar nichts zu befürchten ...

Ich. – Eh! Eh!

Sie. (Kokett.) – Ah! Wären Sie nicht verheiratet, nicht auszudenken. (Heftig, brüsk.) Schrecklich wäre das gewesen; denn sehen Sie, Herr Rosenberg, bei mir gibt es nur alles oder nichts ... Ah! Hätte ich es gewollt, ich hätte so einige ins Unglück stürzen können ... Aber nichts, nichts ... und Sie wissen, wenn ich nichts sage! Sehen Sie diesen Schleier ...

Wir. – Er ist weiß.

Sie. (Lyrisch.) – Ich habe so manchem in den Botschaften den Kopf verdreht. Ich erinnere mich an einen

Abend in Athen, an dem ich ganz mit Diamanten bedeckt auftrat. Es gab da einen jungen Attaché, der sehr an mir hing (mit einem feinen Lächeln); er schenkte mir Blumen ... Beim dritten Strauß habe ich ihm gesagt: »Gnädiger Herr, ich sehe, dass Sie mich lieben!« Er erwiderte: »So warten Sie also nicht mein Geständnis ab!« Es war tragisch. »Gnädiger Herr! Ich weiß, Ihre Pflicht ruft Sie nach Konstantinopel; zögern Sie nicht. Gehen Sie!« Er ging.

Rosenberg. – Wie grausam Sie sind!

Sie. – Ich trage niemals ein Korsett. (Kokett.) Oh, ich weiß, ich bin nicht schön ... oder zumindest gibt es Schöneren ... aber ich habe eine sehr schöne Taille. Ein Gürtel aus Wildleder, in aller Schlichtheit. Nur für Bälle hake ich Korsettstangen in mein Oberteil; weil mir die Tänzer Komplimente machen könnten. Mit dem Gesicht ist es das Gleiche: fünf Franc im Jahr; um nicht zu sagen so gut wie nichts; so konnte ich mir meinen natürlichen Glanz bewahren ... und dann habe ich auch sehr lange Beine ...

Unterdessen kehren wir nach Biarritz zurück; sie aber hat noch nicht genug.

»Sollen wir nicht noch an die baskische Küste fahren ...«

Ich sage, ich sei erschöpft, tatsächlich verliere ich die Geduld. Doch sie lädt sich zum Abendessen ein – und zwar im Casino.

»Wie! Sie kennen das Casino von Biarritz nicht! Oh! Wissen Sie, ich komme jeden Winter hierher, ich bin

eine richtige Biarritzerin, mich kennt jeder hier, und heute Morgen, als mich die Stammgäste des *Café anglais* mit Ihnen vorbeikommen sahen (ich weiß es ganz genau!), Welch Erstaunen! Welch Skandal! Die so stolze Gräfin von Linsecq! Sie, die sonst mit niemandem spricht ... Wer aber ist diese seltsame Gestalt, die sie im Schlepptau hat ... Denn, wissen Sie, seltsam sind Sie.«

Ich. – Ein Original.

Sie. – Zwei Originale!

Rosenberg. – Drei Originale!!

Sie. (Entzückt.) – Drei Originale! Drei Originale! Bis heute Abend!

Gegen sieben Uhr dreißig kommen wir zur Villa Hylda, um sie abzuholen. Sie erwartet uns bereits: ausgehberet, eingehüllt in eine Art leichten, rotbraunen Sommermantel; mit einem Hut aus Reisstroh.

Sie. – Oh! Wissen Sie, nicht für mich habe ich mich so herausgeputzt! Aber ich weiß ja, welchen Wert Sie darauf legen ... und ich habe sogar eine Überraschung für Sie – ein Veilchen ... ein weißes Veilchen.<sup>3</sup> Sie werden Augen machen! Augen werden Sie machen!

Ich. – Da Sie die Biarritzerin sind, müssen Sie uns den Weg weisen ...

Sie. – Oh! Gehen wir unter den Tamarinden entlang!

Ich (auf dem steilen Hang schon etwas vorangestiegen). – Darf ich Ihnen meinen Arm reichen?

Sie. – Reichen Sie mir Ihren Arm! Oh ja! Reichen Sie mir Ihren Arm. (Sich zu Rosenberg umdrehend, der ein Stück hinter uns geht.) Und zwar gewiss nicht aus

Gefühlsgründen, sondern einfach aus Vorsicht – (wir stolpern alle beide) – aus reiner Vorsicht. Es gibt hier zu unserer Rechten eine reizende Bank. Da ist sie!

(Auf der Bank, zu der sie uns führt, im Schatten, sitzt bereits ein Pärchen, eng umschlungen.)

Ich. – Sie ist schon besetzt.

Sie (nimmt heftig meine Hand und legt sie an ihr Herz). – Oh, wie es leidet! Spüren Sie es?

Ich. – Wollen wir nicht lieber wieder aus den Tamarinden herauskommen?

Die große Halle des Casinos – übrigens prächtig.

Sie. – Nur keine Verrücktheiten, Sie wissen ja.

(Die Gräfin wird uns teuer zu stehen kommen.)

Sie, schon wieder. – Haben Sie gesehen: Allein die Worte »Die Gräfin von Linsecq« genügen, damit gleich ein Oberkellner angelaufen kommt, und sehen Sie nur den Tisch, den man uns gegeben hat!

Man muss zugeben, dass man sich eilt und unser Tisch gut platziert ist, an der Außenscheibe, die auf das Meer, auf die Nacht hinausgeht; der Raum bildet einen weiten Halbkreis, ist aber so gut aufgeteilt, dass er nicht zu groß wirkt. Elektrische Kugelleuchten an der Decke verbreiten ein diffuses weißblaues Licht; auf jedem Tisch färben kleine Lampen mit Schirmen, die wie Ranunkeln oder Kirschblüten geformt sind, die Schultern der Frauen. Die meisten sind noch Mädchen, Frau von Linsecq nennt uns von einigen die Namen. Unter anderem eine »Manon Lescaut«<sup>4</sup> in einem wundervollen Kleid, das aus gewebtem Perlmutter gemacht zu sein scheint. Ich erwäh-

ne das nur, weil Frau von Linsecq ihren Sommermantel hartnäckig als »meine Manon« bezeichnet. Ein großer *nègre* hatte versucht, ihn ihr an der Garderobe abzunehmen; sie ihn aber daran gehindert. Als das Abendessen bestellt ist und sich der Kellner entfernt hat:

»Und nun«, sagt sie ... »meine Überraschung!«

Sie öffnet ihre Manon, mit einer Geste wie die der Mona Vanna.<sup>5</sup>

»Mein weißes Veilchen!«

Wir machen uns darauf gefasst, es erscheinen zu sehen ... nun, wie auch immer; jedenfalls rufen wir bereits »Oh!« und »Ah!« wie bei einem Feuerwerk. Die Manon fällt herab – und tatsächlich! sind wir enttäuscht: Frau von Linsecq trägt weiß; gewiss, sie trägt weiß, weiß ... und damit ist auch schon alles gesagt. Ihr Kleid erinnert unwillkürlich an das kleine »weißgefleckte Ober-teil« von Frau Lerolle, über das sich Francis Jammes so mokiert hatte. Wir müssen zugeben, dass wir uns mehr versprochen hatten. Darauf sie, mit Nachdruck:

»Und sehen Sie: nicht ein Schmuck-stück!!«

Das Mahl – etwas kurz (nach der Art rumänischer Abendessen): kleiner Schmortopf, Languste, Wachteln, Früchte – zieht sich bis weit nach elf Uhr. Es geht allein um die Geschichte des Grafen; und darum, was sie hätte tun können, aber nicht getan hat – »seit Biskra«.

»Denken Sie nur, Herr Rosenberg: seit Bis-kra.«

Und sie fügt diese unerhörten Worte hinzu:

»Sagen Sie, ist er nicht entzückt, eine Gräfin ganz für sich allein zu haben?«

Und schreit auf:

»Aber ich vergesse immer, dass er ja verheiratet ist! ...«

Und, mit tragischer Geste:

»Ah! Wäre er nicht verheiratet, ich würde die Hand nicht für mich ins Feuer legen ... Und sehen Sie, vor seiner Heirat gab es in Biskra einen Abend ... einen Abend ... an diesem Abend habe ich gespürt, dass es Zeit war, diese Reise zu beenden.«

Ich (erhebe mich). – Ich spüre, dass es Zeit ist, diesen Abend zu beenden.

Sie (schaut auf die Uhr). – Oh! Sie können doch nicht jetzt schon daran denken, nach Hause zu gehen. Was machen wir?

(Ah! am Strand umherstreifen oder in den Straßen, ganz egal wo, aber ohne sie ...)

Sie. – Sollen wir nicht noch auf die Terrasse des Casinos gehen?

Ich. – Och!

Sie. – Ja, das ist es! Führen Sie mich auf diese Terrasse, auf diese bewundernswerte Terrasse; um diese Zeit ist sie fast menschenleer.

Und so präsentieren wir sie auf unserem Gang durch die Saalfluchten dem versammelten Casino. Einige erkennen und grüßen sie; sie nennt große Namen.

Sie ist grotesk; wir auch. Ich wünsche mir, woanders zu sein; und sie zum Teufel. Ich ziehe sie hinter mir her und habe nur noch einen Gedanken: hier herauszukommen! Ah! Da ist endlich die Terrasse! – und in der Tat

wundervoll. Sie muss sich über die Stille der Nacht ergehen; sich setzen. Ich begleite sie nicht mehr: Ich schleife sie hinter mir her; gehe voraus; sie folgt. Sie lässt sich auf eine Bank sinken; auf eine weitere. Bei der nächsten wird mir der Kragen platzen ... Uff! Endlich draußen ...

Ihre Villa ist ganz nah, Gott sei Dank! Wir begleiten sie. Protest; an Rosenberg gewandt:

»Und jetzt, liebe Freunde, wissen Sie! ... ah! Sie kommen mich besuchen, nicht wahr? etc. etc.«

Der Moment des Abschieds ist gekommen; sie will ihn pathetisch und murmelt immer wieder:

»Ah! Wie grausam!«

Rosenberg ist unterdessen weitergegangen.

Ich. – Leben Sie wohl, gnädige Frau.

Sie. – Oh nein, nennen Sie mich nicht gnädige Frau. Sie wissen doch gewiss, wie man mich nennt, nicht wahr?

Ich weiß nicht, wie man sie nennt, und es ist mir auch ganz gleichgültig, ich bleibe stumm.

Sie. – Ah, sagen Sie doch etwas!

Ich. – Nein.

Sie. – Ah, sagen Sie etwas!

Ich. – Respektieren Sie mein Schweigen.

Es ist Mitternacht. Eine Stunde später liefen wir noch immer über den Strand, um uns den Kopf frei zu machen.

So also verlief der gestrige Tag, die Nacht; ich schreibe all das in dem Zug, der uns davonträgt, noch immer zugleich lachend und der Verzweiflung nah – aber müde,

und mit nicht mehr in der Tasche als ein paar Münzen, um uns am Morgen einen Milchkaffee und zwei Eier und am Abend zwei Sandwichs einverleiben zu können.

Rosenberg liest neben mir *Existences*; unser gestriges Abenteuer habe ihm gutgetan, meint er, habe es ihm doch gezeigt, dass er sich noch immer darauf verstehe, mit Gräfinnen zu plaudern.

Biarritz, 1902

*Art bitraire* erscheint als Buch der Friedenauer Presse.

Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE

Wolffs Broschur

Erste Auflage Berlin 2024

© 2024 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin

[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Art-Druk, Szczecin.

ISBN 978-3-7518-8027-5

[www.friedenauer-presse.de](http://www.friedenauer-presse.de)